



Leseprobe

Micaela Jary

Der Gutshof im Alten Land

Roman

»Klasse Mix aus Familien- und Zeitgeschichte.« *Für Sie*

Bestellen Sie mit einem Klick für 10,00 €



Seiten: 416

Erscheinungstermin: 20. August 2018

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Micaela Jary

Der Gutshof
im Alten Land

Roman

GOLDMANN

PROLOG

*Du hast verstanden?
Du hast verziehen?
Du hast vergessen?
Welch ein Missverständnis!
Du hast aufgehört zu lieben.*

Arthur Schnitzler

Manchmal träumte er vom Alten Land. Von Apfel- und Kirschbäumen am Rande von Deichen, auf denen Schafe friedlich grasten. Von Veilchen und Maiglöckchen, nach denen die Blüten der Obstbäume um diese Jahreszeit dufteten. Vor seinem geistigen Auge tauchten Kanäle auf, die sich durch die fruchtbare Marsch zur Elbe zogen, und Bilder von Lastkähnen, die gemächlich nach Hamburg schipperten. Er meinte, den Duft des Butterkuchens zu riechen, der traditionell am Sonntagnachmittag zur Kaffeestunde aufgetischt wurde, das Summen der Bienen im Garten zu hören. Gelegentlich dachte er an die Altländer Pferde, edles Hannoveraner Geblüt, wundervolle Tiere, die so rittig waren, dass jeder Galopp an den Kornfeldern entlang unendliche Freiheit bedeutete. Er dachte an jedes Detail – nur an die Menschen wollte er sich nicht erinnern.

Doch unglücklicherweise tauchten in seinen Gedanken immer häufiger die verblassten Gesichter auf, die er lange erfolgreich verdrängt hatte. Als er vor fast genau sechs Jahren in die Vereinigten Staaten von Amerika ausgewandert war, hatte er alle Brücken hinter sich abgebrochen. Sein Abschied hatte aus einer kurzen Nachricht an seine Mutter bestanden, und außer dieser Notiz blieb er jede Information schuldig. Seine Familie wusste weder, ob er sein Ziel erreicht hatte, noch, ob er in der Neuen Welt jene Träume verwirklichen konnte, die zum Zerwürfnis mit seinen Eltern und seiner damaligen großen Liebe geführt hatten. Selbst wenn er gewollt hätte, wäre es lange nicht möglich gewesen, einen Brief ins Deutsche Reich zu senden. Der Große Krieg verhinderte es. Und irgendwann war es zu spät, um sich zu melden. Jedenfalls schien es ihm so. Millionen Männer

waren auf den Schlachtfeldern gefallen. Was bedeutete da schon ein einziger verlorener Sohn? Leise schlich sich jedoch die Antwort auf seine stille Frage ein: Ja, auch ein verlorener Sohn kann sehr viel wert sein.

Gerrit von Voss wusste nicht, was aus den Mitgliedern seiner Familie geworden war. Er hatte nicht die geringste Ahnung, ob seine Eltern und Geschwister den Krieg überlebt hatten. Er wusste nicht einmal, ob der Gutshof derer von Voss noch in der althergebrachten Weise bewirtschaftet wurde. Gab es überhaupt noch Junker in Preußen? Er hatte ein Kaiserreich verlassen, wusste aber inzwischen natürlich von der politischen Wandlung zur Republik. Er hatte in der Zeitung über den im französischen Versailles von den Siegermächten diktierten Friedensvertrag gelesen, und er war bestürzt über die demütigenden und wirtschaftlich unhaltbaren Reparationsforderungen an das Deutsche Reich. Da sich der Senat in Washington nicht dazu entschließen konnte, das Abkommen zu ratifizieren, befanden sich die USA noch im Kriegszustand mit Deutschland. Unter diesen Umständen durfte er keine Kritik üben. Deutschstämmige Emigranten standen in Amerika unter strenger Beobachtung, waren im Krieg inhaftiert und in Lager gesperrt worden und verhielten sich am besten wie unsichtbare Geister, wenn sie nicht ausgewiesen werden wollten. Als Reporter gehörte er zudem einer besonders gefährdeten Berufsgruppe an, denn selbst Amerikaner wurden angeklagt und zu harten Strafen verurteilt, wenn sie sich zur Arbeiterbewegung und zu anderen sozialistischen Errungenschaften bekannten – darüber zu berichten war für einen Ausländer unter Umständen lebensgefährlich.

Das Problem war jedoch: Selbst wenn er gewollt hätte, es gab für ihn keinen Weg zurück. Jedenfalls vorläufig nicht.

ERSTER TEIL

*Du Doppelgänger, du bleicher Geselle!
Was öffst du nach mein Liebesleid,
Das mich gequält auf dieser Stelle
So manche Nacht, in alter Zeit?*

Heinrich Heine

Altes Land, April 1920

1

Aus dem Zuber stieg Dampf auf, Henkel's Bleich-Soda schäumte, und die Lauge schwappte über den Rand und hinterließ dunkle Flecken auf dem Lehm Boden. Die Hauswirtschafterin rührte mit einem großen Holzlöffel in dem kochenden Aufguss, bevor die anderen Frauen die vom Wasser schweren Betttücher mit einer Holzgabel und einem gemeinschaftlichen »hau ruck!« heraushoben und zu einem offenen Holztrog balancierten. Darin befand sich eine Art Riesenknetmaschinen, der mittels einer Kurbel gedreht wurde und die Wäsche noch einmal ordentlich durch sauberes Wasser schleuderte.

Jede weibliche Hand wurde am Waschtage gebraucht. Sogar das gnädige Fräulein war sich nicht zu schade und schleppte Eimer mit den eingeweichten Sachen von der Küche nach draußen oder Körbe mit sauberen Laken zum Garten, wo die Leinen aufgespannt waren. Nach dem vielen Regen des viel zu warmen Winters und dem ersten Hochwasser des Frühjahrs lugte endlich wieder die Sonne durch die Wolken, und ein milder Wind ließ die Tücher flattern, sodass sie schneller trockneten, als sie gewaschen waren. Es war eine harte, aber auch gesellige Arbeit. Bei keiner anderen Gelegenheit bot sich den Frauen eine so günstige Gelegenheit zum *Protzern*.

Am Gerede beteiligte sich Finja von Voss freilich nicht. Wenn die anderen *snackten*, hielt sich die Tochter des Gutsherrn vornehm zurück, gab keine Kommentare etwa über ihre

Nachbarn ab und verzog keine Miene, wenn über Dorfbewohner oder Leute in der Kreisstadt Jork, in der kleinen Hansestadt Buxtehude oder in Stade geklatscht wurde. Im Grunde waren es ja immer dieselben Geschichten, die die Landfrauen teilten, Finja kannte sie ihr Leben lang und fast auswendig, auch wenn die Protagonisten wechselten: Tratsch über junge Pärchen, die Last der sogenannten »armen Moorbauern« wurde diskutiert, die in der kargen Geest zu Hause waren und in krassem wirtschaftlichem Gegensatz zu Hofbesitzern in der Marsch standen, es ging um die Landwirtschaft und was daraus werden sollte und darum, dass die vor einem Jahr nach und nach wieder aufgenommenen Fährverbindungen über die Elbe nicht nur ein Segen waren, sondern viele Hamsterer und Diebe aus Hamburg ins Alte Land brachten. Aber die kamen ja auch mit der Eisenbahn aus Harburg.

Die interessantesten Gerüchte, die immer wieder die Runde außerhalb der Domäne der Familie von Voss machten, sprachen die Frauen jedoch nicht an. Nicht heute. Nicht hier. Schließlich befanden sie sich auf dem Grund und Boden Edzard von Voss', und der zahlte trotz der auch für ihn schlechten Zeiten einen guten Lohn. Dabei boten er und die Seinen seit der letzten Beltanenacht vor dem Krieg Gesprächsstoff wie keine andere Altländer Familie. Diese Tatsache war Finja durchaus bewusst. Sie hätte aber so oder so nichts vergessen können. Immerhin war sie eine der Hauptakteurinnen jener Nacht zum ersten Mai, die alles verändert hatte.

Sie kam von ihrer x-ten Tour aus dem Garten zurück in den Hof. Die wenigen Hühner, die im Sand pickten, flogen gackernd auf, als Finja mit langen Schritten ihren Weg kreuzte. Ihr folgte auf müden Pfoten ihre Deutsch-Drahthaar-Hündin, die längst nicht mehr das Zuchttier war, als das es Finjas Vater offiziell

ausgegeben hatte, um es vor der Rekrutierung zur Armee zu schützen. Finja hätte es das Herz gebrochen, nach dem Verschwinden des Lieblingsbruders auch noch den Hund zu verlieren. Auch ihr Pferd hatte sie vor dem Zugriff der Kavallerie schützen können; allerdings profitierten sie und Traumstern von der schon zu Beginn der Kampfhandlungen gemachten Erfahrung des Kriegsministeriums, dass die Zeiten dieser Waffengattung vorbei waren und die Reiterei durch motorisierte Truppen ersetzt werden musste.

Finja war langbeinig und sehr dünn. Niemand hielt auf den ersten Blick für möglich, dass die Zweiundzwanzigjährige anpacken konnte wie eine Magd. Die helle Reithose betonte ihre schlanke Figur ebenso wie die abgewetzten Lederstiefel und das altmodische Herrenhemd, das sie sich nachlässig in die Hose gestopft hatte. Ihre Taille war auch ohne Korsett so schmal, dass beide Hände eines Pferdeknechts darum gepasst hätten. An ihre unkonventionelle Garderobe waren die Landfrauen längst gewöhnt, sie kannten Finja kaum in einer anderen Aufmachung, darüber zerbrach sich – außer Finjas Mutter – niemand mehr den Kopf. Wie sie für fast jede Arbeit zur Stelle war, die Pferde im Griff hatte und schon im Morgenrauen die Domäne abritt und die Schrotflinte benutzte, um die Krähen aus den Bäumen voll reifer Kirschen oder die Diebe aus den Speisekammern zu vertreiben, nötigte allen Respekt ab.

Die Tochter ersetzte dem Vater die verlorenen Söhne – das war *abasis*. In diesem Fall wurde das plattdeutsche Wort für *großartig* gebraucht. Im nächsten Satz konnte es aber schon für *töricht* stehen, denn Finjas rasch aufwallende Ungeduld sorgte auch für Getuschel. So ungezähmt würde sie nie einen guten Mann finden, hieß es. Aber die Guten waren ohnehin alle im

Krieg gefallen, und einen schlechten Mann wünschte ihr nicht einmal die ärgste Klatschbase. Obwohl Finja – es gab da Gerüchte – wohl einen Kerl heiraten musste, der – man getraute es sich nicht zu sagen – zumindest nicht zu den Guten gehörte. Roland Lüdersen war weder gefallen noch verwundet oder in Gefangenschaft geraten. Irgendwie hatte er sich durch den Krieg schlawinert. Dem ging es prächtig. Zu gut, wenn man näher hinsah. Ein Geschäftsmann behauptete er zu sein. Was war das denn in einer Gegend, die von der Landwirtschaft lebte? Ein angesehenener Mann war entweder Bauer oder Pastor, Beamter, Rechtsanwalt, Lehrer oder Arzt – die Auswahl war gering. Geschäftsmann nannte sich keiner. Warenhändler, vielleicht, aber Geschäftsmann ...? Diese Bezeichnung machte ihn verdächtig. Doch den Namen Lüdersen nahm keine auf diesem Hof in den Mund.

»Wo ist Käthe?«, rief Finja den Frauen an den Waschtrögen schon von Weitem zu. Ihr Gesicht war hochrot von der Anstrengung, mit der sie einen vollen Korb mit Leinentüchern schleppte – und von dem Zorn, der in ihr loderte. Ihre blaugrünen Augen funkelten, etliche blonde Haarsträhnen hatten sich aus dem Knoten im Nacken gelöst und standen in buschigen Locken von ihrem Kopf ab. »Wo ist Käthe?«, wiederholte sie und ließ ihre Last den anderen vor die Füße fallen.

Betretenes Schweigen setzte ein.

Es war Finja schleierhaft, wieso das Dienstmädchen so viel Rückhalt bei den Frauen fand. Käthe war unzuverlässig und ungestüm, dreist und hochmütig. Sie war die jüngere der beiden Töchter des armen Bauern Harms und damit die Nichte der Haushälterin auf der Domäne von Voss. Zu Menschen, die ihr womöglich nützlich sein konnten, war sie sehr zuvorkommend, zu Edzard von Voss etwa oder zu Finjas Mutter.

Doch weder der Gutsherr noch die Hausherrin hatten ihr den Auftrag erteilt, die saubere Wäsche auf die Leine zu hängen, sondern deren Tochter, weshalb sie wohl nicht mit der gebotenen Ernsthaftigkeit an die Arbeit gegangen war. Das Linnen war anscheinend nicht einmal festgeklammert worden, andernfalls hätte es der Wind nicht herabwehen können. Als Finja die Sachen fand, lagen sie verstreut auf der Wiese und in den Beeten des Küchengartens, Gras- und Erdflecken hatten sich bereits in die Tafeldecken gefressen. Es kostete Stunden, den Schmutz wieder herauszuwaschen. Ganz abgesehen von Bleichmittel und Waschpulver, das in der Not der Nachkriegszeit auf dem Land ebenso knapp und teuer war wie eine Speckschwarte in der Hansestadt auf der anderen Seite der Elbe.

»Na?« Finja stemmte die Hände in die Hüften. »Weiß denn keine von euch, wo Käthe abgeblieben ist?«

Ein verdächtiges kurzes Zögern, dann antwortete ihr einvernehmliches Kopfschütteln.

Gertrud, die schon seit Finjas Kindheit für Familie von Voss arbeitete, zögerte ein wenig länger. Sie tauschte rasch einen Blick mit Frau Freitag, die mit dem Stallmeister verheiratet war und ebenfalls bereits fast zum Inventar des Gutes gehörte. Dann flogen ihre Augen zum Neubau des Pferdestalls bei den Wirtschaftsgebäuden. Einen Atemzug später sah Gertrud wieder zu Finja.

»Nö«, ließ sich die Haushälterin mit fester Stimme vernehmen, »das wissen wir nich. Ich meine, wo die Käthe hin ist, wissen wir nich.«

»Ihr schützt die Falsche«, entfuhr es Finja. Sie ärgerte sich, dass sich sogar die ältesten Dienstboten vor das dumme Gör stellten, das ihr den nötigen Respekt verweigerte. Von Gertrud – und auch von Frau Freitag – hatte sie mehr Loyalität erwartet.

»Das glöv man nich«, murmelte die Frau des Stallmeisters. Die Worte waren wahrscheinlich nicht für Finja bestimmt, denn sie sprach leise in sich hinein, doch Finja hörte alles.

Was ist hier los? Die Frage lag ihr auf der Zunge. Doch Finja verkniff sich jeden Kommentar, zuckte scheinbar gleichgültig mit den Achseln und rief nach ihrem Hund, obwohl der um ihre Beine schlich: »Aga!«

Dann marschierte sie an den Frauen vorbei über den Hof und auf das Stallgebäude zu. Sie spürte in ihrem Rücken, wie ihr mehrere Augenpaare folgten. Das kollektive Anhalten der Luft wirkte beklemmender als selbst das übelste Gerede.

Sie bemerkte die nur angelehnte Tür der Sattelkammer sofort. Der Stall war im Stil der Fachwerkhäuser erbaut, die für diese Gegend typisch waren. Vor dem Feuer in der Beltanennacht vor sechs Jahren hatte hier tatsächlich ein altes Bauernhaus gestanden. Damals war die prachtvoll geschnitzte und in Blau- und Grüntönen bemalte Tür zur Sattelkammer die sogenannte Brauttür gewesen, ein Portal, das nur bei Hochzeiten und im Todesfall geöffnet wurde. Obwohl seit Jahrhunderten niemand mehr in dem Gebäude wohnte und es schon lange als Pferdestall genutzt wurde, hatte Edzard von Voss anstelle der Ruine einen exakten Nachbau errichten lassen und jeden Hinweis auf moderne, praktische Architektur abgeschmettert.

Finjas Stiefelspitze drückte gegen das Holz. Die Scharniere quietschten leise, als die Tür langsam aufschwang.

Zuerst nahm sie das Geräusch schweren Atems wahr. Dann ein Stöhnen, das sich in einen kleinen spitzen Schrei verwandelte, als das Sonnenlicht in die Kammer fiel. In dem schmalen Lichtstreifen leuchteten die drallen Schenkel unter dem hochgeschobenen dunkelgrauen Rock so weiß wie die Wäsche, wenn sie denn auf der Leine hing. Im Schatten nahm Finja

vage die Umrisse eines Mannes wahr, der sich über die Frau beugte. Und sie entdeckte auf dem Stapel mit den Pferdedecken das wie ein Fächer ausgebreitete rote Haar von Käthe Harms. Entsetzt wich sie zurück.

Es war wie ein Déjà-vu. Der Unterschied zu der Szene, deren Zeugin sie als Sechzehnjährige geworden war, bestand darin, dass die Beteiligten heute noch ihre Kleider trugen und es offensichtlich nicht zum Äußersten gekommen war. Außerdem hatten sich Lennart und Ariana damals im Stall vergnügt und nicht in der Sattelkammer. Dennoch sah Finja unwillkürlich ihren Bruder vor sich, der es im Licht einer Kerze mit der Freundin ihres anderen Bruders trieb. Minuten später war das Gebäude in Flammen aufgegangen ...

Die Hündin bellte. Anscheinend hielt sie das leidenschaftliche Handgemenge für ein Spiel, an dem sie sich beteiligen wollte. Sie löste sich von ihrer Herrin, um im nächsten Moment zurückzuweichen, als Käthes Tritt ihre Flanke traf.

»Aga! Fuß!« Finjas Stimme klang unnatürlich hoch und in ihrer Atemlosigkeit dem Stöhnen der anderen nicht ganz unähnlich.

Sie schämte sich für ihren Ton, der ihre ganze Fassungslosigkeit offenbarte. Sie hörte sich an, als wäre sie persönlich gekränkt. Im Prinzip war es ihr egal, mit wem Roland herum machte. Es war ihr jedoch nicht einerlei, wenn er ihr Dienstmädchen verführte. Und das auch noch vor den Augen des restlichen Personals und der Landfrauen. Sie wünschte sich mehr Contenance – und ihre Mutter an die Seite, obwohl die mit der Szene wahrscheinlich auch nicht besser umgehen könnte. Doch ihre Mutter wachte am Krankenbett ihres Vaters – Finja musste auf die Hilfe ihrer Eltern verzichten.

Die Schritte, mit denen sie zu den Waschweibern zurück-

kehrte, konnten nicht lang genug sein. Sie konnte nicht schnell genug vorwärtskommen. Fort von ihrer Entdeckung, ihren Erinnerungen. Als wenn es die Sache ungeschehen machte, wenn sie vor der Knutscherei in der Sattelkammer floh. Dabei achtete sie nicht einmal darauf, ob der Hund ihr folgte.

»Finja!« Roland Lüdersen rannte hinter ihr her.

Sie ignorierte ihn, marschierte stur weiter.

»Finja, es ist nicht so, wie es aussieht!«

Keine Hand kümmerte sich mehr um die Wäsche. Die Frauen an den Zubern und Bottichen ließen die Arbeit ruhen, starrten mit großen Augen und offenen Mündern in ihre Richtung. Erschrocken, neugierig, sensationsheischend, auch voller Mitleid. Plötzlich verstand Finja den Kommentar von Frau Freitag. Sie und Gertrud hatten mit ihrem Schweigen versucht, *Finja* zu schützen und nicht dieses Luder Käthe. Wenigstens ein Zeichen von Solidarität, dachte sie bitter. Tief durchatmend drehte sie sich um.

Roland nestelte umständlich an seiner Hose. Der Hund hielt die hektischen Bewegungen des jungen Mannes für eine weitere Aufforderung zum Spielen und verbiss sich in das Beinkleid. Die Augenbrauen in Rolands hübschem, etwas zu weichem Gesicht zogen sich mürrisch zusammen. »Ruf deinen Köter zurück!«, forderte er Finja auf. Er klang nun nicht mehr so freundlich wie zuvor, als er versucht hatte, sie zu beschwichtigen.

»Aga, aus!«, befahl sie, obwohl sie lieber »Aga, fass!« gerufen hätte.

Mit zwischen die Hinterläufe gezogenem Schwanz trottete die Hündin zu ihrer Herrin. Artig legte sie sich neben ihr nieder.

»Danke.« Roland nickte ihr kurz zu, bevor er seine Aufmerk-

samkeit wieder auf seine Hose richtete. Skeptisch betrachtete er das feine Tuch, in das sich die Zähne des Jagdhundes gegraben hatten.

Aus den Augenwinkeln beobachtete Finja, wie Käthe durch die Brauttür trat. Sie sah wieder recht manierlich aus, nur ihr zerstrubbeltes, in der Sonne wie poliertes Kupfer schimmerndes Haar erinnerte daran, wobei sie eben überrascht worden war. Ihre Miene war pure Zufriedenheit, Scham oder Verlegenheit konnte Finja in den hochmütigen Zügen nicht erkennen. Glaubte die kleine Schlampe etwa, sie wäre etwas Besseres, weil sie sich in der Sattelkammer mit dem Neffen des Hausherrn vergnügte? Vielleicht bildete sie sich sogar ein, Roland würde sie heiraten. Wie dumm von ihr. Das Einzige, was Käthe erwartete, war die fristlose Kündigung. Ohne Zeugnis würde sie auf der Straße stehen. Der arme Bauer Harms ...

»Dein Hund hat ein Loch in meine Hose gebissen!«, rief Roland empört aus. »Den Schaden solltest du mir ersetzen. Weißt du, was so ein Stoff heutzutage kostet?«

»Ich weiß nur, dass du am besten sofort verschwindest«, zischte Finja. Mit einem Nicken in Käthes Richtung fügte sie hinzu: »Und nimm deine Freundin gleich mit.«

Roland änderte noch einmal seine Strategie. »Finja«, schmeichelte er und berührte ihren Arm. Als der Hund knurrte, zog er seine Hand zurück. »Finja, du missverstehst das. Wenn du ein wenig entgegenkommender wärst, würde ich mich nicht mit irgendeinem Mädchen einlassen. Aber Männer wie ich brauchen nun einmal viel Zuwendung.«

»Lass mich in Ruhe und verschwinde!« Sie wandte sich ab, doch Rolands böses Lachen hielt sie zurück.

»Hah!« Er wandte wieder eine andere Taktik an. »Bilde dir nur nichts ein, Fräulein. Wenn dein Vater tot ist, wirst du frei-

willig in mein Bett gekrochen kommen, weil du dann nur mit meinem Einverständnis hierbleiben kannst. Und um das Wohnrecht deiner eingebildeten Mutter zu bewahren, wirst du schon noch auf die Knie vor mir fallen. Der Tag ist nicht mehr weit, so krank wie der Alte ist.«

»Runter vom Hof!«

»Ich glaube nicht, dass Onkel Edzard gern sieht, wie du mit deinem Vetter umspringst. Aber ich habe Besseres zu tun, als mich mit dir zu zanken. Noch dazu vor dem Personal ... tzzz!« Er verbeugte sich mit einer spöttischen Geste vor den Frauen im Hintergrund, als gehörten die zur Herrschaft. »Ich bin dann mal weg, Finja, aber ich komme bald wieder. Und ich erwarte, dass du dann etwas charmanter zu mir bist.«

Im Weggehen kniff er die in seinem Rücken wartende Käthe in die Wange. »Es war nett mit dir.« Dann spazierte er mit elastischen Schritten davon, ohne sich noch einmal umzudrehen.

»Du kannst gleich mit ihm gehen«, herrschte Finja das Dienstmädchen an.

»Ich?« Vorgegebene Arglosigkeit erhellte das breite Gesicht der Bauerstochter. »Warum denn ich?«

Finja kämpfte mit ihrer Ungeduld. »Zum Beispiel, weil du reichlich Grund für eine fristlose Entlassung geboten ...«

»Sie irren, Fräulein Finja.« Käthe war so impertinent, die Tochter des Gutsherrn zu unterbrechen. Sie war sogar so dreist, entschieden fortzufahren: »Ich habe Rechte. Heutzutage ist alles anders. Es gibt neue Gesetze für die Arbeiterschaft.«

»Ja. Aber die gelten für anständige Frauen, die ordentlich ihre Arbeit verrichten. Du bist fristlos entlassen, Käthe, und ich diskutiere nicht ...«

»Das brauchen Sie auch nicht, Fräulein Finja, denn Sie haben mir gar nichts zu sagen. Sie sind nicht der Hausvorstand,

oder?« Während der letzten Worte schickte sich das junge Mädchen an, an Finja vorbei zu den anderen Dienstboten zu stolzieren, die an diesem Washtag den Hof bevölkerten.

Finja war das triumphierende Aufflackern in Käthes Augen nicht verborgen geblieben. Aber vielleicht hatte das Flittchen seinen Sieg auch gar nicht verbergen wollen.

2

Behutsam streichelte Caroline von Voss über die fieberheiße Hand ihres Mannes. Die schmalen langen Finger schienen nur noch aus Haut und Knochen zu bestehen. Wie der ganze Mensch. Jeden Tag verfiel Edzard von Voss mehr – und es war inzwischen abzusehen, dass sein geschwächter Körper es nicht mehr lange im Diesseits aushalten würde. Trotzdem kämpfte Caroline um sein Leben. Mehr noch, als er es wohl selbst vermochte. In manchen Stunden, in denen sie unermüdlich die Essigstrümpfe wechselte, fürchtete sie, dass er sich aufgegeben hatte. Doch wenn er dann die Brühe oder den Kräutertee schlürfte, den sie ihm einflößte, fasste sie wieder Hoffnung, dass er sie noch nicht verlassen wollte.

Für seine Pflege ließ sie alles im Stich. Den Haushalt, ihre Tochter. Aber das war nicht wichtig. Finja kam gut allein zurecht. Wer aber sollte Tag und Nacht am Bett des Gutsherrn wachen? Diese Aufgabe wollte sie niemandem übertragen. Sie gönnte sich nur wenig Schlaf, und das auch nur in dem Sessel neben seinem Bett. Manchmal gestand sie sich ein, dass sie Edzard am liebsten auf seiner letzten Reise begleiten würde. Um Finjas Zukunft sorgte sie sich nicht, die würde schon irgendwann einsehen, dass sie einen Mann brauchte. Hübsch

genug war sie ja. Sie würde einen Gatten finden, wie es sich gehörte. Intelligent genug war sie auch, die richtige Wahl zu treffen. Es würde sich also alles ohne Carolines Mühewaltung zum Guten fügen. Das war durchaus eine Überraschung und den Zeichen der neuen Zeit gezollt, was Finja betraf, aber Caroline hatte es im Grunde noch nie gekümmert, was aus ihr wurde, solange die Familienehre gewahrt blieb.

Die Gedanken der Mutter kreisten vor allem um ihre Söhne, die sie früher verloren hatte, als sie ertragen konnte. Beide waren und blieben verschollen: Gerrit, ihr Erstgeborener, war unmittelbar vor Kriegsbeginn nach Amerika ausgewandert. Eigentlich sollte er als Farmer nach Deutsch-Südwest gehen, aber ausgerechnet beim Mittagessen vor der Beltanenacht offenbarte er seinen Eltern, dass er andere Pläne habe. Kurz darauf verschwand er einfach. Das Studium am Kolonialinstitut in Hamburg hatte er an den Nagel gehängt, so viel konnte Edzard auf Carolines Bitten hin in Erfahrung bringen. Auch wussten sie, dass er ein Auswandererschiff nach New York bestiegen hatte. Dann verlor sich jedoch seine Spur, und Caroline fragte sich, ob Gerrit so verantwortungslos seiner Familie gegenüber gewesen war, als amerikanischer Soldat nach Europa heimzukehren. Hatte er an der Westfront auf seinen Bruder geschossen? War er gefallen? Sie hielt alles für möglich.

Kaum besser erging es ihr mit ihrem jüngeren Sohn Lenart. Kurz vor dem Waffenstillstand war der in Nordfrankreich verschollen. Sie klammerte sich an den Gedanken, dass *verschollen* nicht *gefallen* bedeutete, aber die Zeit verstrich ohne ein Lebenszeichen oder eine Mitteilung von den Behörden. An der Vorstellung, dass sie keinen ihrer Jungen jemals wiedersehen würde, drohte Caroline zu zerbrechen. Sie fand, es war besser, sie starb aus Erschöpfung, wenn Edzard der Grippe er-

lag, als dass sie zurückblieb ohne einen einzigen der Männer in ihrem Leben, die ihr alles bedeuteten.

Diese morbiden Gedanken verschwanden meist, wenn Edzard das Bewusstsein wiedererlangte und ein Zeichen von sich gab, dass er noch am Leben hing. Seit Stunden war es nun aber still in seinem Schlafzimmer gewesen, er lag reglos in dem Bett, in dem vor bald fünfzig Jahren sein Vater gestorben war. Edzards Atem ging rasselnd, fast pfeifend. Die Nasenflügel des Kranken schienen sich zu bewegen. Hoffentlich hielt er sich noch so lange, bis der neue Arzt eintraf. Den würde sie auf jeden Fall zwingen, mehrmals täglich nach Edzard zu sehen. Das konnte der Doktor aus Jork nicht leisten. Aber wenn ein Arzt so gut wie ständig an ihrer Seite war, würde sich gewiss eine Besserung bei Edzard einstellen. Caroline vertraute auf die Fähigkeiten des erwarteten Mediziners, der Neue sollte aus Straßburg kommen, also einer Großstadt. Das allein erschien der geborenen Hamburgerin Reputation genug.

Ein leises Klopfen riss Caroline aus ihren Gedanken. »Liebster, ich bin gleich wieder da«, flüsterte sie und ließ Edzards Hand los. Dann erhob sie sich und ging zur Tür, um einen Spaltbreit zu öffnen.

Ihre Tochter stand ebenso aufgelöst wie atemlos vor ihr. »Finja?!«

»Mutter, ich muss dich dringend sprechen.«

»Du verträdelst keine Zeit mit unnötigen Floskeln«, stellte Caroline fest. »Das ist gut. Dennoch würde ich mir ein bisschen mehr Mitgefühl wünschen. Beruhige dich und denke daran, dass deine erste Frage dem Zustand deines kranken Vaters gelten sollte.«

»Ja. Natürlich. Verzeih.« Finja konnte ein entnervtes Aufstöhnen nicht unterdrücken. »Wie geht es Vater?«

»Unverändert. Ich kann keine Verbesserung erkennen.«

»Ich wünschte ...«, hob Finja an, brach aber gleich in beredtem Schweigen ab.

»Das wünschte ich auch.«

»Darf ich dich nun um etwas bitten?«, begann die Jüngere – und dann machte sie ihrem Ärger Luft, indem sie hervorstieß: »Ich brauche deine Unterstützung im Umgang mit Käthe, dem Dienstmädchen. Sie hört nicht auf mich, weigert sich, meine Anweisungen auszuführen, und poussiert überdies auch noch mit Roland Lüdersen. Käthe muss entlassen werden. Sofort!«

»Sicher hast du recht. Kümmere dich darum, du hast freie Hand.« Caroline trat einen Schritt zurück in das Dämmerlicht des Zimmers, aus dem sie den Sonnenschein ausgeschlossen und die Vorhänge zugezogen hatte. Zu viel Licht könnte Edzards Schlaf stören, dachte sie. »Bitte störe mich nicht bei der Pflege deines Vaters. Nichts ist so wichtig wie er. Wir reden ein andermal weiter, ja?« Sprach's und schloss die Tür.

Erst nachdem sie Finja ausgesperrt hatte, fiel ihr ein, dass sie ihre Tochter in den Ort hätte schicken sollen, damit sie sich erkundigte, ob der neue Arzt schon eingetroffen sei. Statt Edzards Gesundheit den Vorrang zu geben, hatte sie sich über die Verfehlungen eines Dienstmädchens unterhalten müssen. Caroline schüttelte unwillig den Kopf. Als wäre es von Bedeutung, was Käthe Harms tat oder unterließ. Wenn Edzard starb, war ohnehin alles verloren.

»Lennart ...!« Die einst kräftige Männerstimme klang verschwommen, aber Edzards Ruf nach seinem jüngeren Sohn und Erben erreichte Caroline in aller Deutlichkeit. Im Fieberwahn sprach der Kranke immer wieder von Lennart. Von niemandem sonst, und es brach ihr jedes Mal das Herz.

Sie eilte zu ihm, ließ sich im Sessel nieder und nahm wieder seine Hand. »Ich bin es«, flüsterte sie, »deine Line.«

»Lennart«, murmelte Edzard von Voss. »Lennart ...«

3

Der Bahnhof war schwarz vor Menschen. Bereits auf der Fahrt von Koblenz in Richtung Norden waren die Züge überfüllt gewesen. Es fuhr auch eineinhalb Jahre nach dem Ende des Großen Krieges viel zu wenige, um Flüchtlinge aus den durch die Alliierten besetzten Gebieten des Deutschen Reiches, Heimkehrer, Verwundete, Pendler, Hamsterer und Ausflügler zu transportieren. An den meisten Haltestellen sah es nicht besser aus, aber an der Umsteigestation in Harburg sammelten sich die Reisenden am Gleis der Unterelbebahn zu einer so unübersichtlichen Menge, wie Christine Limbach sie noch nicht erlebt hatte. Ein fürchterliches Gedränge. Kaum jemand hielt sich an die Grundregeln von Anstand und Höflichkeit, jeder wollte einen Platz im nächsten abfahrenden Zug ergattern. Es wurde rücksichtslos geschubst und getreten. Als ginge es um Leben und Tod.

Fassungslos beobachtete Christine, wie ein Mann hinterlistig in den prall gefüllten graubraunen Armeerrucksack eines anderen langte. Sie wollte sich bemerkbar machen, den Dieb stellen. Doch eingezwängt zwischen Dutzenden Wartenden und gleichzeitig bemüht, auf ihr eigenes Gepäck zu achten, war sie hilflos. Ihr Rufen hörte bei dem herrschenden Lärmpegel ohnehin niemand, nicht einmal der Bestohlene. Ihr Vater, der neben ihr stand, blickte sie nur kurz erstaunt an.

Sie schüttelte den Kopf, während ihre Augen zu dem Mann

flogen, der den Raub offenbar nicht einmal bemerkt hatte. Sie sah ihn nur von hinten, erkannte an seiner geraden Haltung, dass er wohl noch nicht sehr alt war. Ein ehemaliger Soldat also, womöglich ein Offizier, der die Uniform mit einem Anzug getauscht und seinen Tornister behalten hatte. Kein Wunder, dass seine Börse oder Briefftasche in diesen Zeiten Begehrlichkeiten weckten.

Ein Güterzug ratterte durch den Bahnhof. Das Kreischen, als Stahl auf Stahl traf, und das Puffen im Schornstein waren ohrenbetäubend. Der Dampf hüllte die Menschenmenge am Bahnsteig in eine Rauchwolke. Obwohl ihre Augen brannten, entdeckte Christine auf einem Waggon den verblassten Schriftzug *Erst nach Metz und dann nach Paris*. Ihr Herz krampfte sich bei diesem Anblick zusammen. Sie vergaß diese in Worte gefasste, sechs Jahre alte Siegesicherheit der kaiserlichen Truppen erst, als sie eine Frau und zwei Männer bemerkte, die vom Bahnsteig sprangen und sich gefährlich nahe an der fahrenden Eisenbahn stritten. Anscheinend war etwas Kohle aus dem Tender über der Lokomotive in das Gleisbett gefallen, heutzutage eine Kostbarkeit, die manchen leicht jede Vorsicht vergessen ließ. Unwillkürlich hielt Christine den Atem an, wurde jedoch sogleich abgelenkt, als ein Mann in Arbeitskleidung begann, neben dem Zug herzulaufen. Er sprang hoch, bekam den Griff an einer der offenen Schiebetüren zu fassen und hangelte sich wie ein Artist auf die Plattform hinauf. Das Überraschendste waren nicht einmal die waghalsigen Aktionen, sondern das Desinteresse der anderen Reisenden daran. Jeder kümmerte sich nur um das eigene Wohl.

Endlich wurde ein Zug bereitgestellt. Christine hoffte inständig, dass es die Bahn nach Cuxhaven war, die auch in der Kleinstadt namens Stade hielt, die ihr erstes Ziel sein würde.

Von dort mussten sie noch nach Neuenfelde, einer Ortschaft ohne eigene Bahnstation ... Na ja, so etwas gab es natürlich überall. Aber sie war in Straßburg aufgewachsen, einer Großstadt, und kannte das Landleben nur von Ausflügen, von Spaziergängen, Wanderungen und köstlicher Hausmannskost in einem der uralten Gasthöfe von Elsaß-Lothringen. Wie sollte sie sich jemals zwischen Feldern und Ställen zurechtfinden? Vor allem: Wie sollten sie ohne fahrbaren Untersatz vom Bahnhof in Stade zu dem Haus des emeritierten Landarztes in Neuenfelde kommen, das ihr Vater überstürzt – und nach Christines Auffassung vollkommen blind – gekauft hatte? Sie kannten dort keine Menschenseele, niemanden, dessen Hilfe sie in Anspruch nehmen konnten – und mit einer Mietdroshke rechnete sie keineswegs in der gottverlassenen Gegend, die sie erwartete.

»Abfahrt in drei Minuten«, dröhnte die Stimme des Schaffners durch ein Megaphon. »Nach Cuxhaven über Buxtehude, Stade und Basbeck-Osten.«

Sofort kam Bewegung in die Menge. Christine kam sich vor wie auf einem schwankenden Schiff, auf dem sie an Deck keinen Halt fand. Völlig hilflos. Sie wurde vorwärts geschoben und gestoßen, Ellenbogen rammten sich ihr in die Seite. Sie umklammerte mit beiden Händen den Griff ihres Koffers, um ihr Gepäck nicht zu verlieren. Hätte ihr Vater nicht ihren Arm genommen, wäre sie vermutlich zwischen Bahnsteigkante und Zugräder ins Gleisbett gefallen. Als sie endlich in ein Abteil der zweiten Klasse stieg, fühlte sie zum ersten Mal seit ihrer Ankunft in Harburg so etwas wie Sicherheit. Daran änderte auch nichts, dass der Waggon vollkommen überfüllt war. Sie konnte von Glück sagen, dass sie und ihr Vater noch einen Platz bekamen. Die Reisenden, die sich nach ihnen in die

Eisenbahn schoben, mussten stehen. Christine traute sich nicht einmal, ihren Koffer in das Gepäcknetz zu heben, weil sie dazu hätte aufstehen müssen, denn jeder freie Sitz wurde sofort von jemand anderem belegt.

»Es ist nur eine kurze Strecke«, tröstete ihr Vater. Sie wusste nicht, ob er sich damit selbst beruhigte oder sie. Dr. med. Ernst Limbach hatte sein Gepäck auf den Boden gestellt und zwischen seine Beine geklemmt, was für einen Herrn, der viel Wert auf ein elegantes Auftreten legte, im Grunde ein Unding war.

Die Türen wurden geschlossen, ein schriller Pfiff drang herein. Christine war dankbar für das halb heruntergeschobene Fenster, durch das gleich der Fahrtwind hereinwehen und den Geruch von zu vielen Körpern aus ihrer Nase vertreiben würde. Zuerst aber zogen Rauchschwaden in das Abteil. Irgendjemand bekam einen Hustenanfall. Unwillkürlich hielt sie die Luft an.

»Fahrkarten!« Die Stimme des alten Schaffners klang heiser.

Plötzlich erkannte Christine den Armeerucksack, in den ein Dieb zuvor seine langen Finger gesteckt hatte. Er fiel ihr fast in den Schoß. Sie erkannte auch die hochgewachsene Gestalt wieder. Diesmal allerdings sah sie den jungen Mann von vorn. Er stand direkt vor ihr. Trotz der scharfen Linien um die Nase und seine Mundwinkel war er sehr attraktiv, hatte ein glatt rasiertes schmales Gesicht mit traurigen blauen Augen und erstaunlich langen Wimpern. Unter dem grauen Filzhut, den er wohl wegen des Gedränges nicht abgenommen hatte, lugte braunes Haar hervor. Sein Anzug hatte vermutlich schon bessere Zeiten gesehen, war aber von guter Qualität. Den rechten Arm hielt der Reisende in einer Schlinge, sein Gepäck hing auf dem Rücken. Mit der linken Hand schob er den Riemen

ungelenk von der Schulter, sodass der Tornister herabrutschte. Christine ließ den Griff des eigenen Koffers los und fing ihn auf, damit er nicht auf ihrem Kopf landete.

»Verzeihen Sie, bitte.« Die Stimme des Mannes war sehr tief und warm, aber unverbindlich.

»Lassen Sie nur«, erwiderte sie freundlich. Ihr war bewusst, dass er mit seiner offensichtlichen Verwundung nicht anders hantieren konnte. Deshalb hielt sie den Rucksack geduldig fest, als der Unbekannte den Lederriemen löste und die Lasche hochhob.

»Fahrkarte!« Der Schaffner baute sich neben ihnen auf.

Während ihm Christines Vater ihre Billetts reichte, kramte der junge Mann mit wachsender Ungeduld in seinem Gepäck.

»Sie sind bestohlen worden«, sagte Christine.

»Wie bitte?« Er sah sie erstaunt an.

»Ich habe gesehen, wie jemand auf dem Bahnsteig in Ihren Tornister griff. Bei dem Gedränge konnte der Dieb sofort untertauchen.«

»Meine Brieftasche ... Verdammt!«

»Fahrkarte!«

»Es tut mir leid.« Der junge Mann schluckte, und Christine fragte sich, ob aus Ärger oder Verzweiflung. Er blickte den Schaffner freundlich an und fuhr zuvorkommend fort: »Leider habe ich meine Fahrkarte verloren. Ich bitte um Ihr Verständnis. Sie hören ja, dass mir jemand die Brieftasche entwendet hat.«

»Damit können Sie mir nicht kommen«, polterte der Schaffner prompt. »Von wegen Diebstahl. Das kann jeder behaupten.«

»Ich darf doch sehr bitten!«, mischte sich Ernst Limbach erbost ein. »Meine Tochter ist eine Zeugin des Vorfalls, und ihre Aufrichtigkeit dürfte über jeden Zweifel erhaben sein.«

Der Schaffner zuckte gleichgültig mit den Achseln. »Ohne Fahrkarte wird niemand von der Unterelbebahn mitgenommen. Wo kämen wir denn hin, wenn ich Ihnen das durchgehen ließe? Ich ziehe die Notbremse, und dann steigen Sie gefälligst aus, junger Mann.« Sein Gesicht hellte sich plötzlich auf, als ihm eine Lösung einzufallen schien: »Sie können den Fahrpreis natürlich auch bei mir bezahlen. Dann drücke ich noch mal beide Augen zu und lasse Sie weiterfahren.«

»Meine Brieftasche wurde gestohlen. Wo, meinen Sie, bewahre ich mein Geld auf?«

»Tja, dann muss der Zug wohl auf der Strecke einen Halt einlegen.«

»Der Herr ist offensichtlich ein Kriegsversehrter«, wandte Christines Vater ein. »So können Sie doch nicht mit einem Verteidiger des Kaiserreichs umgehen!«

»Verteidiger des Kaiserreichs?«, wiederholte der Schaffner. »Guter Witz.«

Sein kurzes hartes Lachen, in das niemand einfiel, beruhigte ihn offenbar. Vielleicht waren es auch die neugierigen Augen der anderen Reisenden, die ihn beobachteten. Es tat sicher nicht gut, etwas gegen einen ehemaligen Soldaten zu sagen. In der zweiten Klasse fuhren selten Arbeiter, die nahmen die dritte Klasse, und die gesellschaftlich besser gestellten Reisenden waren meist keine Kommunisten, sondern deutschnational und kaisertreu. Christine konnte an seinem Mienenspiel genau ablesen, dass der Ordnungshüter der Bahn abwog, wie er sich unter den gegebenen Umständen verhalten sollte.

Nachdem er ausgiebig über das Problem nachgedacht hatte, fragte der Schaffner: »Haben Sie wenigstens einen Ausweis?«

Der junge Mann schüttelte den Kopf. »Nein. Natürlich

nicht. Nein. Ich ...« Plötzlich unterbrach er sich. In einem langwierigen, umständlichen Manöver zog er aus der Innentasche seines Rocks einen ziemlich abgegriffen wirkenden Umschlag. Er klemmte ihn sich zwischen die Zähne und holte dann einen Militärpass heraus. Diesen reichte er dem Bahnangestellten.

»Lennart von Voss«, las der, »aus dem Kreis Jork.« Er gab den Ausweis zurück, salutierte umständlich. »Dann will ich mal Gnade vor Recht ergehen lassen, Herr Leutnant. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, dass Sie am Schalter am Bahnhof in Stade ein Billett nachlösen?«

Der Schwarzfahrer nickte.

»Wo haben Sie sich das denn geholt?« Mit einem Kopfnicken deutete der Schaffner auf die Verwundung.

»An der Somme«, erwiderte der Mann, der sich als Lennart von Voss ausgewiesen hatte, knapp.

»Hm. In Nordfrankreich sind mein Schwager und mein Vetter gefallen. Schlimm, schlimm.« Noch etwas Unverständliches grummelnd wandte sich der Schaffner ab.

Christine lächelte den jungen Mann an. »Sie kommen aus dem Kreis Jork, Herr von Voss? Wie schön, einen neuen Nachbarn kennenzulernen. Mein Vater und ich wohnen ab sofort in Neuenfelde.«

»Ich werde nicht lange in der Gegend bleiben.« Seine Stimme klang mit einem Mal schroff. Obwohl sie ihm zu helfen versuchte, brauchte er lange, seine Papiere zu verstauen und den Rucksack wieder auf seinen Rücken zu ziehen. Er nickte ihr und ihrem Vater mit der flüchtigen Geste notwendiger, wie erzwungen wirkender Höflichkeit zu. Dann schob er sich plötzlich ebenso eilig wie energisch an den protestierenden anderen Fahrgästen vorbei zur Abteiltür.

Als wäre er auf der Flucht, fuhr es Christine verwundert durch den Kopf.

4

Die Sympathien in der Familie von Voss waren akkurat verteilt. Wie Schätze, die in verschiedenen Schubladen verwahrt wurden. Edzard von Voss liebte seine Pferde und seine Kinder, solange sie ihm gehorchten. Caroline liebte ihren Mann, sie wäre ihm niemals in den Rücken gefallen oder hätte eine andere Ansicht vertreten als er. Dass deshalb die gemeinsame Tochter auf der Strecke blieb, nahmen sie in gegenseitigem Einvernehmen stillschweigend hin.

Um die Zuneigung ihrer Eltern zu erlangen, sollte Finja funktionieren wie eine gut geölte Landmaschine, ihre familiären und gesellschaftlichen Pflichten erfüllen, wie es Tradition und Stand verlangten. Dagegen hatte sie jedoch immer aufbegehrt. Sie hatte das Mädchenpensionat, in das sie als Backfisch geschickt wurde, nicht als Schule für ein Leben als Gattin eines wohlhabenden Großgrundbesitzers gesehen, sondern als Sprungbrett für eine höhere Ausbildung. Sie träumte den für eine junge Frau damals ungewöhnlichen Traum, Abitur zu machen und Veterinärmedizin zu studieren. Doch dann brach der Große Krieg aus und endete nicht – wie zu Beginn allerorten verkündet – schon an Weihnachten Vierzehn. Es kamen furchtbare Zeiten, die nicht nur Finjas Träume und Hoffnungen zerstörten. Als im September vor zwei Jahren ein Telegramm der Obersten Heeresleitung eintraf, in dem Edzard Freiherrn von Voss mitgeteilt wurde, dass Leutnant Lennart von Voss seit dem Angriff auf die Stadt Péronne vermisst

wurde, senkte sich eine tiefe Traurigkeit über den Gutshof. Lennart, der durch das im Alten Land herrschende Minorat der Erbe der Domäne war, blieb verschollen. Aber auch Gerrit kam nicht zurück.

Edzard war dazu verdammt, Landwirtschaft und Pferdezucht weiterzubetreiben – wohl wissend, dass der Nächste in der Erbfolge, sein Neffe Roland, gänzlich ungeeignet war, den Hof im Sinne der Familie zu übernehmen. Der Gutsherr lebte Tag für Tag in der Hoffnung, dass einer seiner Söhne eines Tages wieder vor der Tür stehen würde. Am liebsten Lennart. Mit Gerrit hatte er vor sechs Jahren gebrochen, als der verkündete, nicht Farmer, sondern Journalist werden zu wollen. Dabei hatte sich Lennart in seiner Jugend mehr durch Leichtsinn denn Pflichtbewusstsein ausgezeichnet, Gerrit war der kluge, umsichtige Bruder gewesen.

Wenn der Vater doch nur einsehen wollte, dass Finja das geeignetste seiner Kinder war, seine Nachfolge anzutreten! Das Frauenbild hatte sich durch den Krieg massiv verändert, es wäre gewiss kein Skandal mehr, wenn sie in seine Fußstapfen treten würde. Doch eine derart moderne Zukunftsplanung kam ihren Eltern nicht in den Sinn. Stattdessen ignorierte Edzard sogar, dass überall Frauen die Arbeiten übernahmen, die nicht mehr von Männern erledigt werden konnten, auch in der Landwirtschaft oder im Fährbetrieb an der Elbe. Eine ganze Generation Männer war eingezogen, verwundet oder gefallen, da blieb den Frauen nichts anderes übrig, als zu tun, was nötig war. Inzwischen fehlten ja auch die Kriegsgefangenen, die die einheimischen Männer eine Weile ersetzt hatten. Doch für Vater war es unvorstellbar, Finja als seine Nachfolgerin aufzubauen. Ihren Wunsch, ihn zur Generalversammlung des Bundes der Landwirte in die Reichshauptstadt zu begleiten,

hatte er kategorisch abgelehnt. Auf der Reise nach Berlin zog er sich dann eine Erkältung zu, die er nicht auskurierte. Inzwischen wuchs sich die Erkrankung zu einer Lungenentzündung aus. Dass seine Tochter unter den gegebenen Umständen gezwungen war, die Pflichten ihres Vaters *und* ihrer Mutter wahrzunehmen, kümmerte außer ihr selbst jedoch niemanden.

Als sie nach dem fruchtlosen Gespräch mit ihrer Mutter in den Wirtschaftshof zurückkam, war dort nach der Aufregung um Käthe wieder Ruhe eingekehrt. Es herrschte die an einem Washtag übliche Stimmung zwischen Ächzen angesichts der schweren Arbeit, Gelächter und Geplapper. Laken klatschten gegen den Bottichrand, die Kurbel knarrte, und das Wasser gurgelte im Zuber. Die Frauen gingen ihrer Tätigkeit nach, als hätte es die skandalöse Unterbrechung nicht gegeben. Selbst Käthe reihte sich anscheinend klaglos in den Ablauf ein, den Gertrud vorgab. Für genug Aufsehen hatte sie ja gesorgt. Finja beschloss, später mit Gertrud über das Benehmen des Dienstmädchens und dessen fällige Entlassung zu sprechen. Die Hauswirtschafterin stand in der Hierarchie der Domäne ganz oben. Das hatte sich auch nach dem Ende des Kaiserreichs und der Ausrufung der Republik nicht geändert. Da konnte Käthe so *dick doon*, wie sie wollte, bestimmte Dinge bleiben, wie sie waren. Finja konnte nur hoffen, dass Gertrud deren Fehlverhalten erkannte, auch wenn es sich um ihre Nichte handelte.

Sie beschloss, die Waschweiber sich selbst zu überlassen und etwas für sich zu tun. Es interessierte ohnehin niemanden, wie sehr sie sich abrackerte. Auf einem Spaziergang würde sie zur Ruhe kommen. Auszureiten wäre an diesem sonnigen Nachmittag natürlich noch schöner, aber da sie dafür erst ihr Pferd satteln musste, konnte sie sich nicht einfach davonsteh-

len. Sie lief die paar Schritte zurück ins Haus, um die Hundeleine und ihre Schrotflinte zu holen. Beides befand sich im Windfang hinter der Küche in einem Ständer neben Reitstiefeln, Hüten und Regenpaletots. Das Mitführen der Hundeleine war eine Selbstverständlichkeit in der Jahreszeit, in der die meisten Wildtiere geboren wurden. Das Gewehr brauchte sie, weil es immer einen Anlass gab, gefräßige Stare oder gar Wildschweine zu vertreiben, und heutzutage musste sie auch darauf gefasst sein, Diebe zu erschrecken – oder sich selbst vor einem gewalttätigen Räuber zu schützen. Seit dem Kriegsende kursierten immer wieder Gerüchte, dass Gesetzlosigkeit und Gewalttätigkeit die Städte regierten. Als Tochter eines Landwirts litt Finja zwar nicht so stark unter der Mangelversorgung wie etwa die meisten Hamburger, aber der Gefechtslärm, der die Ausschreitungen der hungernden Bevölkerung sowie Aufstände der Arbeiter und radikaler Putschisten begleitete, wehte stetig über die Elbe. Die entsetzlichen Berichte über den sogenannten *Blutsonntag* in Harburg vor vier Wochen klangen Finja noch in den Ohren.

Das Herrenhaus derer von Voss stand seit bald zweihundert Jahren an Ort und Stelle. Ihre Vorfahren hatten das imposante dreistöckige Backsteingebäude mit dem typischen Niedersachsengiebel neben einen Fleet gebaut, sodass das Grundstück über einen eigenen Bootssteg verfügte. Der Kanal führte zur Este, die das Alte Land durchschnitt und zwischen Neuenfelde und Cranz in die Elbe floss. Finja wandte sich in nördlicher Richtung zu den Deichen. In ihrem Rücken lagen die Felder, seitlich von ihr die Alleen der Obstbäume, deren zarte Blüten aus den Knospen drangen und wie ein Rausch aus duftigen weißen und roséfarbenen Blättern die Kronen schmückten wie der Aufputz die Wagenradhüte der Vorkriegszeit.

Obwohl Finja dachte, jeden Erdklumpen zu ihren Füßen zu kennen, war der Blick auf die blühenden Obstbäume jedes Mal beeindruckend und auch anders. Die Blätter schimmerten je nach dem Schattenspiel von Sonne und Wolken in einem anderen Pastellton. Immer wieder beeindruckte sie die Schönheit dieses Anblicks aufs Neue. Sie sog den würzigen Duft ein, der vom Salzwasser des Stroms aufstieg und sich mit dem Aroma der Blüten mischte. Ihr Schritt verlangsamte sich, ihre Atmung wurde ruhiger.

Ein Rascheln ließ sie aufhorchen.

Ein Vogelschwarm stob auf, aber das war nicht die eigentliche Ursache des Geräuschs. Finja bildete sich ein, schwere Schritte wahrzunehmen. Es war zwar still, denn der Untergrund war viel zu weich, aber vibrierte der Boden nicht? Der eben empfundene Friede verflüchtete sich, wich größter Anspannung. Flüchtig ermahnte sie sich, nicht die Nerven zu verlieren. Es war eine Folge ihrer Überlastung, wohl auch der ewigen Enttäuschung, in den Augen ihrer Mutter niemals etwas richtig machen zu können. Finja erwartete ein verirrtes Deichschaf, entsicherte ihre Flinte aber trotzdem. Schafe verirren sich heutzutage nicht, die waren viel zu wertvoll, um unter den Augen eines Schäfers entwischen zu können. Viel wahrscheinlicher war, dass sich ein Krimineller auf dem Land ihres Vaters herumtrieb.

Sie hatte es so satt, sich mit Pack herumzuschlagen. Unwillkürlich fielen ihr Roland Lüdersen und Käthe Harms ein ...

Aga neben ihr knurrte leise.

Finja spannte den Hahn, visierte ein Ziel zwischen Baumstämmen und tief hängenden Ästen an. In etwa zwei Metern Höhe fiel ihr ein grauer Schatten auf. Also doch nur ein Rabe. Sie drückte ab.

Der Knall erschütterte die Stille. Irgendwo hinter ihr stoben die Vögel erneut auf, erhoben sich krähen in den Himmel.

Ein seltsam dumpfes Plopp drang in ihr Bewusstsein, als sei ein schwerer Gegenstand auf den Boden gefallen. Gleichzeitig entdeckte Finja einen Hut, der durch die Luft flog.

Blankes Entsetzen bemächtigte sich ihrer. Der Hass auf die Diebe und alle anderen Menschen, die ihr das Leben schwer machten, war vergessen.

O Gott!, fuhr es ihr durch den Kopf. Ich habe einen Mann erschossen!

Dann rannte sie los.

»Sind Sie tot?« Finja war sich der Naivität ihrer Frage bewusst, aber sie konnte nicht anders. Das Herz klopfte ihr bis zum Hals, bis in den Kopf hinein und schien jeden vernünftigen Gedanken auszulöschen.

Zu ihren Füßen lag ein Mann der Länge nach hingestreckt im Gras, einen Arm hatte er sich angewinkelt über den Kopf gelegt. Die Haltung ließ darauf schließen, dass er lebte. Aber er bewegte sich nicht. Vielleicht war er vor Schreck ohnmächtig geworden. Finja ging neben ihm in die Knie. Einen oder zwei Atemzüge lang überlegte sie, was sie tun könnte. Dann umfasste sie entschlossen den schlaffen Oberarm und rüttelte daran. Im selben Moment fuhr er mit einem unterdrückten Schmerzensschrei hoch, und wäre sie nicht geistesgegenwärtig zurückgewichen, wären ihre Köpfe zusammengestoßen wie zwei Bojen im Sturm.

Als er sich aufgesetzt hatte, bemerkte sie die schwarze Armschlinge, die leer vor seiner Brust hing. Sie sah ihn an ...

»Lennart?!«

Das Erschrecken in seinen Augen, eine Abwehrhaltung, die

seinen Körper straffte, hielten sie davon ab, ihm spontan um den Hals zu fallen. Langsam erhob sie sich. Ihr fiel auf, dass Aga abwartend hinter ihr stand. Ihr erwartungsvolles, aufmerksames Hecheln war unüberhörbar. Als befände sie sich auf dem Sprung – oder vor einem Angriff zur Verteidigung ihrer Herrin. Von Erkennen keine Spur. Aber die Hündin war noch ein Welpen gewesen, als Lennart in den Krieg zog. Wahrscheinlich erkannte sie ihn nicht. Doch Finja wusste, dass diese Überlegung Unsinn war.

»Sie sind nicht Lennart«, entfuhr es ihr.

»Ja.« Umständlich, konzentriert und unter Zuhilfenahme der gesunden Hand schob er seinen Arm wieder in das zusammengerollte Tuch vor seiner Brust. »Ja«, wiederholte er, »ich sehe nur so aus.«

Um Fassung ringend starrte sie den Mann an, der ihrem Bruder glich wie ein Ei dem anderen. In Gedanken korrigierte sie sich. Es war der oberflächliche Eindruck, der die beiden zu Doppelgängern machte. Bei genauerem Hinsehen erkannte sie Unterschiede: tiefe Falten an den Augen, ein grimmiger Zug um den Mund, Zeichen von Kriegserlebnissen. Diese hatten sich jedoch sicher auch in Lennarts Gesicht gegraben. Finja hatte ihren Bruder seit seinem einundzwanzigsten Geburtstag nicht mehr gesehen, da die Mobilmachung und später Lennarts Fronturlaub in ihre Schulzeit fiel. Die Erinnerung an ihn war jedoch nicht etwa verschwommen oder verklärt, ihre Mutter sorgte mit einer Reihe von gerahmten Fotografien auf dem Kaminsims des Esszimmers dafür, dass Lennart nicht in Vergessenheit geriet. Immer wirkte er stolz und attraktiv, selbst in Uniform strahlte er in den Fotoapparat, als wäre der Krieg für ihn nichts anderes als ein großer Spaß. Und genau diese Attitüde fehlte dem Fremden, der jetzt aufrecht vor Finja stand

und sie fast um Haupteslänge überragte. Lennart war zwar hochgewachsen, aber nicht ganz so lang, resümierte sie still. Noch ein Unterschied.

»Wer sind Sie?«, hauchte Finja. Sie hatte seinen offensichtlich verletzten Arm angefasst, seinen Schmerzensschrei gehört. Ohne diese körperliche Reaktion wäre sie geneigt gewesen, an einen Geist zu glauben. Unwillkürlich zog ein Frösteln durch ihren Körper.

Statt einer Antwort schimpfte er: »Sie haben mir den Hut vom Kopf geschossen. Hätten Sie ein paar Zentimeter tiefer getroffen, wäre meine Stirn jetzt durchlöchert. Ballern Sie immer so durch die Gegend? Einfach so drauflos?! Man sollte Ihnen das Gewehr wegnehmen!«

Unwillkürlich sah sie zu ihrer Schrotflinte hin. Die hatte sie achtlos ins Gras geworfen, als sie sich neben ihrem vermeintlichen Opfer niederließ. Sie schickte sich an, das Gewehr aufzuheben, doch der Unbekannte kam ihr zuvor. Er bückte sich und umfasste den Lauf. Den Bruchteil einer Sekunde später schoss Aga mit Gebell auf ihn zu. Die Hündin erreichte seine Hand jedoch nicht. Für einen Verwundeten bewegte er sich ausgesprochen schnell. Er hob den gesunden Arm und hielt die Waffe über seinen Kopf außer Reichweite der Hündin – und ihrer Herrin.

Agas Bellen verwandelte sich in ein böses Knurren hinter gefletschten Zähnen.

Finja überkam Panik. Sie war auf eine derartige Situation nicht vorbereitet, mit der Entwendung ihrer Büchse hatte sie nicht gerechnet. Wenn er nun auf sie zielte? Einem Mann, der fast genauso aussah wie ihr Bruder und es dennoch nicht war, war vermutlich alles zuzutrauen. Was wollte er? Woher stammte er? Wer war er? Die Fragen wirbelten durch ihr Hirn,

verwandelten sich in ein sich immer schneller drehendes Kaleidoskop, spiegelten sich ineinander, verschwanden, formten sich neu. Finja kam es vor, als wäre der Inhalt ihres Kopfes ein in Watte gepacktes Chaos.

»Ich habe nicht Krieg und Gefangenschaft überlebt, damit ich in einem abgeschiedenen Winkel der Heimat erschossen werde«, polterte er ungeachtet der Feindseligkeit des Hundes und ihrer wohl offenkundigen Verwirrung weiter. »Ein Flintenweib wie Sie ist mir nicht einmal in Frankreich über den Weg gelaufen.«

Durch seine Verbalattacke hielt das Karussell in ihrem Gehirn plötzlich an. Finja war ein wenig schwindelig, aber ihr Denken geriet wieder in einigermaßen vernünftige Bahnen.

»Na, hören Sie mal!«, protestierte sie noch etwas schwach. Dann fügte sie mit festerer Stimme hinzu: »Geben Sie mir mein Gewehr zurück. Sofort!« Etwas verspätet fiel ihr auf, dass sie mit ihm sprach, als würde sie einen unwilligen Hund erziehen.

»Wozu? Aus der Nähe treffen Sie vermutlich genauer.« Er hielt die Waffe noch etwas höher über seinen Kopf.

Finja stöhnte innerlich auf. »Ich treffe auch von Weitem«, zischte sie. »Wenn ich es wollte.«

»In Ihren Händen scheint mir meine Sicherheit nicht gewährleistet. Ich gebe das Gewehr nur dem hiesigen Landpächter zurück.«

»Wem?« Seine Wortwahl machte sie fast sprachlos.

»Na, dem Landpächter. Das Stück Wiese hier ist doch sicher von irgendwem in Besitz genommen worden. Wo Obstbäume sind, mein Fräulein, gibt es auch Landwirtschaft. Und die wird von Pächtern betrieben, nicht wahr?«

Er dozierte leicht genervt und mit einer Überheblichkeit,

die seine Ähnlichkeit mit Lennart verstärkte. Allerdings konnte Lennart die Eigentumsverhältnisse im Alten Land besser. Wahrscheinlich war der Fremde doch ein Geist. Aus einem anderen Jahrhundert. Und einem anderen Land.

»Hier gibt es keine Pächter«, erwiderte sie und nutzte eine kleine Pause, um sich zu sammeln. »Der Deichbau verlangt dieselben Pflichten und vergibt dieselben Rechte. Das Land, auf dem wir stehen, gehört meinem Vater.«

»Aha.« Er sah ihr fest in die Augen. »Wenn Sie mir versprechen, dass es zu keinem Handgemenge zwischen uns kommt, würde ich gern meinen Arm herunternehmen, bevor der mir auch noch abstirbt. Von mir aus kriegen Sie dann Ihr Gewehr zurück.«

Sie senkte zustimmend die Lider. Als sie wieder aufblickte, beobachtete sie interessiert, mit welchem Geschick er an der Basküle die Sicherung einlegte. Offensichtlich konnte er sich gut aus.

Plötzlich erinnerte sie sich an eine beiläufige Bemerkung von ihm: Er hatte bestätigt, dass er nicht Lennart war, aber eingeräumt, er sehe aus wie er. Also war er ihrem Bruder begegnet. Diese Erkenntnis erstaunte sie so sehr, dass sie verspätet wahrnahm, wie er ihr die Flinte reichte. Erst als Aga erneut nach seiner Hand zu schnappen versuchte, reagierte sie. »Aus!«, befahl sie. Dann griff sie nach der entschicherten Waffe.

»Der Hund ist ebenso bissig wie sein Frauchen«, meinte Lennarts Doppelgänger.

Finja ignorierte diesen Angriff. »Sie haben mir nicht gesagt, wer Sie sind und was Sie hier wollen.«

Zu ihrer größten Überraschung wurde er geradezu höflich: »Mein Name ist Clemens Curtius. Ich bin auf dem Weg zu Familie von Voss. Kennen Sie sie?«

»Ich bin Finja von Voss.«

»Die kleine Schwester. Das hätte ich mir denken können. Die Beschreibung Ihres Bruders passt gut.«

Finja starrte Clemens Curtius an, als hätte er ihr einen Schlag versetzt. Sie öffnete den Mund, wollte etwas sagen, aber sie brachte kein Wort heraus. Ihr Herz trommelte in ihrer Brust. Und dann wurde ihr bewusst, dass Lennart lebte. Irgendwo. Er lebte und hatte diesen Mann, der ihm unfassbar ähnlich sah, vorgeschickt, um die Familie auf seine Rückkehr vorzubereiten. So etwas konnte sich nur Lennart ausdenken. Er würde nachkommen – und alles wäre wieder in Ordnung. Ihr Vater würde wieder gesund und Roland Lüdersen niemals der Erbe der Domäne werden. Sie war erleichtert, wütend, aufgeregert und gleichzeitig wie gelähmt.

»Ich bin sehr glücklich, dass Sie da sind«, wisperte sie heiser. Ihre Kehle fühlte sich trocken an. Sie schluckte. »Sie müssen meiner Mutter alles über Lennart erzählen.«

»Deshalb bin ich gekommen. Bevor ich der gnädigen Frau unter die Augen trete, hätte ich aber gern meinen Hut.«

Ein winziger Stich schlechtes Gewissen bohrte sich in Finja. Sie wandte sich an ihre Hündin: »Such, Aga, such den Hut!« Der zum Apportieren abgerichtete Jagdhund steckte prompt die Nase ins Gras, schnüffelte und setzte sich in Bewegung. An Clemens Curtius gewandt fügte Finja hinzu: »Sie wird ihn gleich finden.«

Er nickte geduldig. Aber sie sah ihm seine Zweifel an. Der Mann hatte wirklich keine Ahnung.

Christine zog den letzten noch nicht entfernten Überwurf herunter. Das Betttuch gab einen alten, vormals sicher schönen Ledersessel frei, der dem ehemaligen Besitzer angenehme Stunden vor dem Kamin beschert haben mochte. Sie war von diesem abgenutzten Möbelstück jedoch ebenso angewidert wie von allen anderen. Unglücklich betrachtete sie die brüchigen Stellen an den Armlehnen und den Riss, der quer durch das Sitzpolster verlief. »Das ist alles schrecklich, Papa! Die Einrichtung ist vollkommen verwahrlost. So können wir nicht wohnen.«

»Was erwartest du von einem Junggesellenhaushalt?« Ihr Vater sah nicht zu ihr her, sondern war in die Inspektion des Inhalts der Bücherregale vertieft, die rechts und links von dem Kamin in die Wand eingelassen waren. »Doktor Hengesbach lebte allein, und sein Mädchen für alles war anscheinend nicht sehr tüchtig. Wir werden uns hier schon einrichten. Seine Literatur ist jedenfalls sehr vielversprechend.«

Erschöpft sank Christine in den Ledersessel. Sofort stieg aus dem Polster eine Tabakwolke auf, die ihr Übelkeit verursachte. Sie fächelte sich mit der Hand Luft zu, doch der Gestank nach kaltem Rauch blieb in ihrer Nase. »Ich will nach Hause«, entfuhr es ihr.

»Es ist nicht mehr unser Zuhause. Das Elsaß gehört jetzt den Franzosen, und wir sollten dankbar sein, dass wir es hier doch recht gut angetroffen haben.« Endlich wandte sich Ernst Limbach um. Er sah auf seine Tochter herunter, die sich wie ein Häufchen Elend fühlte. Sanft erinnerte er: »Eine angemessene Praxis zu finden war in diesen Zeiten nicht leicht, *ma chère*. Das weißt du doch. Einen ausgedienten Militärarzt

braucht niemand mehr, und für die Anstellung in irgendeiner Klinik bin ich zu alt. Da kam die Möglichkeit, die Landarztstelle zu übernehmen, gerade recht. Und, wer weiß, vielleicht wirst du ja mal meine Nachfolgerin, wenn ich mich auf das Altenteil zurückziehe.«

Was liebevoll gemeint war, versetzte ihr einen Stich. Christine betrachtete es als ihre Lebensaufgabe, Menschenleben zu retten, Krankheiten zu lindern und zu heilen. Es war damals ihr größtes Glück gewesen, dass der Vater ihr ein Medizinstudium in Zürich an der einzigen deutschsprachigen Universität versprochen hatte, an der Frauen studieren durften. Inzwischen begann sich die akademische Ausbildung für Studentinnen im Deutschen Reich zu verbessern, doch Christines Chance war verpasst. Daran gab es nichts zu rütteln. Der plötzliche Tod ihrer Mutter hatte sie nach den erfolgreich bestandenen Prüfungen der sogenannten Vorklinik nach Hause gezogen. Eine Zeit lang arbeitete sie in einem Lazarett als Krankenschwester, doch das Kriegsende und die Vertreibung bestimmten ihr Schicksal: Ihre Zukunft würde sie als Assistentin ihres Vaters auf dem Land verbringen, nicht als Medizinstudentin.

Großer Gott! Innerlich stöhnte sie auf. Wie war Doktor Ernst Limbach, vormaliger Garnisonsarzt in Straßburg, nur auf die Idee verfallen, eine Landarztpraxis in Norddeutschland zu übernehmen? Einer Gegend, in der sie nie zuvor gewesen waren und von der Christine schon heute wusste, dass sie sich nicht heimisch fühlen würde. Ihr Zuhause lag im Elsaß. Nirgendwo sonst, auch wenn sie sich mit der Tatsache arrangieren musste, dass es ein für immer verlorenes Zuhause war. Aber lag ihre Zukunft tatsächlich in einer Region namens *Altes Land*? Christine bezweifelte, dass sich die Hoffnungen ihres Vaters nur annähernd erfüllen würden. Sie fanden sich in der

Fremde wieder – und da hätten sie auch gleich nach Übersee auswandern können.

»Aber warum musste es denn das andere Ende der Welt sein?«, murmelte sie und erschrak gleichzeitig, weil sie ihr Gejammere laut aussprach. Dabei kannte sie die Antwort bereits. Das Haus in Neuenfelde war preiswert gewesen und hatte somit seinen Möglichkeiten entsprochen, ihr Vater war kein reicher Mann, nur ein ehemaliger Beamter, der die Anzeige in einer Ausgabe der Zeitschrift *Der Landarzt* gelesen hatte. Ohne das Angebot weiter zu prüfen, hatte er seine geheimen Ersparnisse ausgegeben, das einzige Geld, das ihnen nach der Kontensperrung durch die neuen französischen Behörden geblieben war. Außerdem hatte er ihr erklärt, dass Norddeutschland so anders war als die südwestlichste Region des aufgelösten Kaiserreichs, dass sie nicht Gefahr liefen, an Heimweh zu erkranken. Und in einem hatte er natürlich recht: Es war alles besser als das Hinterzimmer, das sie nach der Vertreibung aus ihrem Haus in Straßburg in der Wohnung eines entfernten Verwandten in Koblenz teilen mussten.

»Heißt das hier eigentlich *Altes Land*, weil die Leute alle so alt sind wie ihre abgenutzten Möbel?« Sie wollte scherzen, aber das gelang ihr nicht. Die Bahnreise hatte sie ermüdet und die Ankunft desillusioniert.

Ihr Vater lachte jedoch wohlmeinend. »Ich habe gelesen, dass der Name etwas mit den Holländern zu tun hat, die hier im Hochmittelalter siedelten, die Uferlandschaft der Elbe entwässerten und die ersten Deiche bauten. Der plattdeutsche Begriff für *Altes Land* ist *Olland*, was wiederum in einer sprachlichen Verbindung zu *Holland* steht.«

»Statt Gallier also Holländer.« Sie seufzte. »Verzeih mir, aber daran muss ich mich erst einmal gewöhnen.«

Er zog ein in leuchtend rotes Leder gebundenes Büchlein aus dem Regal. »*Hamburg und Umgebung*«, las er den Titel laut vor. »Schau dir den Baedeker ruhig mal an, Christine. Es schadet nicht, wenn du dich mit den touristischen Sehenswürdigkeiten der neuen Heimat vertraut machst. Mit der Geschichte verschone ich dich erst mal.«

Seufzend nahm sie ihm den Band ab. Als sie über den ergrauten Goldschnitt pustete, erhoben sich Legionen von Staubpartikeln in die Luft. Ihr lag eine bitterböse Bemerkung auf der Zunge, aber die verkniff sie sich, weil sie es ihrem Vater nicht schwerer machen wollte, als es für ihn bestimmt schon war. Sie ahnte, dass seine Heiterkeit nur eine Maske darstellte und es auch für ihn nicht einfach war, sein ganzes bisheriges Leben hinter sich zu lassen.

Ernst Limbach wurde als Sohn eines preußischen Offiziers geboren, der nach dem Sieg über Frankreich 1871 in der Garnison in Straßburg stationiert gewesen war. Ihr Vater hatte eine Einheimische geheiratet, was gar nicht so einfach war, weil viele Franzosen ein großes Misstrauen gegen die neuen Herren von jenseits des Rheins hegten. Christine war mit der größten Selbstverständlichkeit zweisprachig aufgewachsen – und sah sich bei Kriegsbeginn plötzlich einer Feindschaft ausgesetzt, die sie niemals so empfunden hatte. Gewisse Ressentiments in der Bevölkerung – sowohl von deutscher als auch von französischer Seite – waren ihr natürlich bekannt, aber in ihrem Alltag hatten diese keine Bedeutung gehabt. Daher war es eine große Erleichterung für sie gewesen, einen Teil des Krieges in der neutralen Schweiz verbringen zu dürfen. Für ihre in Straßburg zurückgebliebene Mutter war es hingegen schrecklich, sich gegen ihr eigentliches Vaterland entscheiden zu müssen. Vielleicht war sie schließlich auch daran gestorben

